

Die trügerische Sicherheit der Sprache

Augsburger Hochschulgottesdienst; Pfarrkirche St. Moritz, 16. Dez. 2007
Wolfram Bublitz

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Hochschulgemeinde!

Dem Thema dieser Hochschulgottesdienste, *Sicherheit*, möchte ich mich heute Abend von der Seite der Linguistik her nähern. Dies mag Ihnen absonderlich und ein wenig kühn erscheinen. Doch als Sprachwissenschaftler erkenne ich mühelos mannigfaltige Bezüge zwischen Sprache und Sicherheit, weiß aber auch, dass die Sicherheit, die wir Menschen *in der Sprache* und *durch die Sprache* suchen, mitunter trügerisch ist.

Der Grund dafür ist zweifellos die Komplexität, die kaleidoskopische Vielfältigkeit, die chamäleonhafte Anpassungsfähigkeit, aber auch die Unschärfe dieses Wunders Sprache, das zwar für unser Leben und Zusammenleben von elementarer, ja, konstitutiver Bedeutung ist, sich aber einer endgültigen Klärung und Kontrolle weitgehend entzieht.

Sprache ist ja nicht nur System und Vokabular und somit gleichsam aus sich heraus erklärlich. Sprache ist vor allem Gebrauch. Wenn sie uns auch als Sprachfähigkeit von Gott gegeben ist und wir durch sie erst Mensch sind, so wird sie doch erst Sprache im Gebrauch; sie existiert nur im Gebrauch. Und damit ist Sprache – wie alles, was der Mensch vollbringt und bewirkt – unbeständig und flüchtig. Doch fällt es manchen schwer, dies wahrzuhaben. In einer instabilen, sich permanent ändernden Welt meinen sie Sicherheit und Halt in der Sprache nur dann verlässlich finden zu können, wenn wenigstens diese konstant und unveränderbar ist. Ein vielleicht verständlicher aber dennoch unstrittiger Trugschluss, wie ich nun zeigen möchte.

Aus der Fülle der sprachbezogenen Sachverhalte, auf die sich unser Sicherheitsbedürfnis richtet, greife ich einige wenige heraus. Die ersten werde ich nur kurz skizzieren, bevor ich abschließend auf einen komplexeren Aspekt eingehe.

Da ist **zunächst** und vielleicht am auffälligsten die Sicherheit, die wir als Sprachbenutzer **in den Regeln und Normen** der Sprache zu finden meinen.

Unzweifelhaft eine trügerische Sicherheit, da hier fälschlicherweise eine dogmatische Gültigkeit dieser Regeln und Normen unterstellt wird. Doch sperrt sich die Sprache gegen jede dogmatische Normierung. Natürlich gibt es Regeln, die „Willkür und Wildwuchs“ (Grünbein) begrenzen. Aber Sprache ist kein Artefakt, dessen Regelhaftigkeit es unter allen Umständen zu schützen gälte. Sprache ist Prozess, ist Wandel und Anpassung an Funktion und Umgebung.

Auch in der Sprache sind die absoluten, dogmatischen, unumstößlichen Gewissheiten solche, die von normgebenden Instanzen gesetzt, kontrolliert und sanktionsbewehrt eingefordert werden. Man mag darin Sicherheit finden, aber es ist eine erzwungene, beunruhigende, instabile und trügerische Sicherheit.

Da ist **zum zweiten** die Sicherheit, die wir **im Wort** zu finden glauben, weil ihm als Benennungseinheit eine geradezu magische konzeptualisierende Kraft zugebilligt wird: haben wir ein Wort für ein Ding, einen Sachverhalt, einen Zusammenhang, dann schreiben wir diesen auch eine Existenz zu.

Nicht nur die Kreationisten suchen Sicherheit im Wort, in ihrem Fall im Wort der Bibel. Auch im alltäglichen Leben verlassen wir uns auf das Wort. Wir suchen Sicherheit im Wort des Gesetzes, des Vertrags oder auch in den Worten der Ver-

lautbarungen der Mächtigen, sei es in den herkömmlichen Medien, sei es in der wunderbaren Welt der *Wiki*-Kultur. Und trotz besseren Wissens nehmen wir das Wort für bare Münze, klammern uns daran, als sei es sakrosankt.

Eine trügerische Vorstellung. Denn das Wort ist interpretationsfähig, ja, interpretationsbedürftig, weil wir unendlich viel mehr Bedeutungen als sprachliche Formen haben und unendlich viele Kontexte, durch die das Wort erst seine Bedeutung erhält. Wäre es nicht so, gäbe es keine Kunst des Auslegens und Deutens, keine Exegese und Hermeneutik, keine Pfarrer, keine Philosophen und keine Richter, die den Streit um Worte schlichten. Sprachlich vermittelte Bedeutungen sind nicht das Produkt einer zwangsläufigen, gleichsam algorithmischen Anwendung von Regeln, sondern des Aushandelns derjenigen, die an der Bedeutungs-genese beteiligt sind.

Da ist **drittens** die Sicherheit, die wir alle **in unserer Muttersprache** suchen, wenn es um unser Selbstwertgefühl, unser Selbstverständnis und unseren Platz in der Gemeinschaft geht.

„Sprache ist alles, was mich ausmacht. Dank ihrer habe ich überhaupt ein Bewusstsein von mir und den anderen“, schreibt der Dichter Durs Grünbein und knüpft damit an Roland Barthes' Erkenntnis an, er sei ‚nur Sprache‘. Unsere Sprache ist uns von Anfang an vertraut; sie bietet Geborgenheit. Die Häuslichkeit der Muttersprache schützt uns vor der Unwirtlichkeit der fremden Sprache. Unsere Sprache ist ein wesentlicher, unveräußerlicher Teil unseres Selbst. Ihre identitätsstiftende Kraft nach innen und autoritätsstiftende Kraft nach außen verleihen uns Sicherheit.

Eine Sicherheit, die jedoch mitunter und vor allem dann trügen kann, wenn sich beispielsweise Generierung und Inszenierung von Identität und Autorität in den unendlich offenen und öffentlichen Raum der elektronischen Medien verlagern, wodurch neue Fragen der Legitimation, der Verantwortung, der Ethik aufgeworfen werden.

Da ist **zum vierten** die Sicherheit, mit der wir darauf bauen, **dass wir die Welt nicht mit anderen Augen sehen**, ja, nicht eine andere Welt sehen, wenn wir die Sprache wechseln.

Dies ist uns wichtig, weil wir sonst an der Möglichkeit der Übersetzung und generell der zwischensprachlichen Verständigung zweifeln müssten. Aus dieser Annahme folgt nun allerdings, dass die Phänomene in der Welt *a priori* und unabhängig von Sprache existieren und dass Sprachen lediglich Nomenklaturen zu ihrer Inventarisierung bereitstellen.

Aber ist es nicht eher so, dass sich die für unser Denken, Wahrnehmen und Handeln grundlegenden kognitiven Prozesse nicht nur in der Sprache widerspiegeln, sondern erst durch dieselbe konstituiert werden? Ist demzufolge nicht alle menschliche Erfahrung sprachlich verfasst, ja, tritt uns die Welt selbst nicht immer schon als eine sprachlich verfasste entgegen? Können wir also sicher sein, dass die konzeptualisierende Kraft von Sprache tatsächlich in allen Einzelsprachen die gleichen Konzepte, Kategorien und Relationen hervorbringt? Kann es nicht doch sein, dass unterschiedliche Sprachen zu unterschiedlichen Wahrnehmungen der Realität führen können, so wie dies Wilhelm von Humboldt annahm, als er davon sprach, dass die „Verschiedenheit [von Sprache] nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst [sei]“?

Seit Jahrhunderten diskutieren Linguisten diese deterministischen Thesen kontrovers, ohne jedoch daran zu zweifeln, dass sie in Teilbereichen und bis zu einem gewissen Grade zutreffen. Trügerisch ist daher die Hoffnung, wir alle sähen die Welt mit gleichen Augen – unabhängig von der Sprache, die wir sprechen.

Und da ist **schließlich** die Sicherheit, die wir **in einer anderen, besseren Sprache** zu finden hoffen.

Das Unbehagen an der Unvollkommenheit der eigenen Sprache ist ein uralter Topos, der sich seit jeher mit der Sehnsucht nach der *idealen* Sprache verbindet. Die *ideale* Sprache, das ist die einfache Sprache, die homogene, isomorphe, von rhetorischen Figuren und Redundanzen gereinigte Sprache. Sie glaubte man zu finden in der Sprache Adams: einer reinen Sprache, die die reine menschliche Natur widerspiegelte. Beide waren von Gott geschaffen, beide wurden korrumpiert, die Natur im Sündenfall des Paradieses und die Sprache in der Hybris Babylons. Die adamitische Sprache wurde zu einem tief in der westlichen Ideengeschichte verwurzelten Mythos, der immer mal wieder wellengleich den kollektiven Ruf nach ihrer Rekonstruktion, also der Wiederherstellung des Ideals vor der babylonischen Sprachverwirrung hervorbrachte und zur Entwicklung einer kaum noch zu überblickenden Zahl von Plan- und Universalsprachen führte.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass dieser Mythos auch heute noch wirkt. Eine ideale Sprache, so die wahrlich paradiesische Vorstellung, böte Sicherheit mit ihrer perfekten Harmonie von Ausdruck und Inhalt, ihrer Eins-zu-Eins Entsprechung von Form und Bedeutung.

Doch eine Sprache ohne Bildhaftigkeit, ohne Doppelbödigkeit und Ambivalenz, ohne den unendlichen Fundus an dem Nicht-Gesagten-aber-Mit-gemeinten hinter dem Schleier der Wortformen wäre keine natürliche Sprache und als Mittel der menschlichen Kommunikation reinweg unbrauchbar.

Mein **letztes** Beispiel ist der Sicherheit gewidmet, mit der wir darauf vertrauen, **dass grundlegende Parameter der Kommunikation konstant und immun gegen Veränderungen sind.**

Tatsächlich jedoch unterliegen manche dieser Konstanten einem allmählichen Wandel. Herausgreifen möchte ich die duale Struktur der Kommunikation, die sich in der Welt der elektronischen Medien allmählich auflöst. Ein verstörender Prozess, der zwar vor langer Zeit einsetzte, aber erst in jüngster Zeit augenfällig wird.

Jegliche Kommunikation ist charakterisiert durch das duale Prinzip von Sprecher und Adressat, von Produzent und Rezipient, die in ihrer komplementären Zweiheit ein Ganzes bilden. Zusammen mit der Einheit von Raum und Zeit kennzeichnet es die prototypische Situation des Sprechens, die auch die Ur-Situation war. Die darin eingebettete Kommunikation ist unverfremdet, weil sich die Kommunizierenden nahe sind, wobei Nähe hier nicht nur räumliche und zeitliche Distanzlosigkeit meint, sondern im übertragenen Sinne auch soziale Nähe, die ein gewisses Maß an geteiltem Wissen garantiert. Die prototypische Kommunikation erfolgt also von Angesicht zu Angesicht; jeder ist des Anderen angesichtig.

Dies wirkt sich unmittelbar auf die Semiose aus, also auf den Prozess des Kreierens von Bedeutung. Denn der Andere ist ja nicht nur konstitutiver Teil der Kommunikation in dem trivialen Sinne, dass Kommunizieren eine auf einen Anderen gerichtete und reziproke Handlung ist, sondern in dem Sinne, dass die kommunizierten Inhalte immer das Resultat eines gemeinsamen Prozesses des Aushandelns sind, eines Prozesses, in dem dialektisch die Konstitution des Eigenen den Anderen impliziert, das eigene Verständnis nur in der Konfrontation mit dem Verständnis des Anderen möglich ist.

Bin ich nun des Anderen angesichtig, kann ich auf Verständnisgaranten zurückgreifen, die über die Sprache als Informationsträger hinausgehen, z.B. auf Gestik oder Mimik. Kommunikation in dieser prototypischen Sprechsituation ist somit nicht auf den Laut reduziert, sondern ganzheitlich, komplex und unmittelbar – und bietet dadurch ein hohes Maß an Sicherheit (oder zumindest die fundierte Illusion einer Sicherheit, denn Missverständnisse sind auch hier nicht ausgeschlossen).

Dies hat sich mit dem Aufkommen sprechsituations-unabhängiger Medien und Modi geändert. (*Medien* hier verstanden als vom Menschen hergestellte Mittel zur Darstellung und Übertragung sprachlicher wie nicht-sprachlicher Signale: also Buch,

Zeitung, Radio, Computer; *Modus* verstanden als das Repräsentationsformat, die Art und Weise, in der sich die kommunikative Botschaft audio-visuell manifestiert, also Schrift, Bild, Layout.) Während die prototypische Kommunikation monomedial und monomodal ist, ist die internet- oder computer-vermittelte Kommunikation multimedial und multimodal.

Dies ist der vorläufige Endpunkt einer Entwicklung, die mit der Einführung der Schrift als zusätzlichem Modus und der Papyrus-Rolle oder des Buches als zusätzlichem Medium einsetzte und in der Entwicklung des Telefons und des Internets ihre Fortsetzung fand. Diese zusätzlichen Medien und Modi wurden rasch ein Teil von uns in dem Sinne, dass sie „Prothesen“ (Eco) oder künstliche „Extensionen“ (McLuhan) unseres Selbst darstellen. Das computer-vermittelte Internet ist eine solche Extension. Wie jede Extension fordert es einen Preis.

Denn mit dem schrittweisen Aufkommen neuer Medien und Modi ging eine schrittweise Dissoziation der Kommunikation einher. Damit meine ich nicht nur eine im wörtlichen Sinne Entfernung der Kommunikationsbeteiligten voneinander; sondern auch im übertragenen Sinne eine Entfremdung im Sinne eines Fremd-Werdens, die sich anschickt, die duale Struktur in der interaktiven Internet-Kommunikation aufzulösen.

Was hier passiert, ist der Verlust des individuellen Kommunikationspartners, des Anderen als eines realen oder doch gedachten Wesens aus Fleisch und Blut. Das Konzept des Kommunikationsteilnehmers löst sich auf. Ein Nutzer kommuniziert in den interaktiven Internetmedien typischerweise mit einer diffusen Menge von Interaktanten. In hybriden Formen wie dem Chat findet kein bilateraler Dialog, sondern ein vielseitiger Polylog statt. Und in der *Wiki-Welt* kommuniziert der Nutzer mit Mitgliedern eines kollektiven Netzwerks, die als solche nicht immer zu erkennen sind; mit anderen Worten, er kommuniziert mit einem multiplen oder kollektiven Anderen. Dessen Verlautbarungen lassen sich niemandem zuordnen; sie sind, im Sinne von Barthes, keine innerhalb eines lebendigen Diskurses verfassten ‚Werke‘, sondern lediglich ent-individualisierte, ent-autorisierte und diskurslose ‚Texte‘.

Der Andere als kommunikativer Gegenpol, das ist hier nur noch eine *Metapher*. Im Grunde kommuniziert der Nutzer mit dem System selber. Ja, wenn er es im interaktiven Austausch aktiviert, sich also wie ein Schachspieler verhält, der allein spielt und auch die Züge seines gedachten Partners übernimmt, setzt er sich an die Stelle des Systems. In letzter Konsequenz können wir davon sprechen, dass der Nutzer mit sich selbst oder besser, mit seinem virtuellen oder Cyber-Ego kommuniziert. Jemandem einen Brief oder eine E-Mail zu schreiben ist eine auf den Anderen gerichtete soziale Handlung. Interaktiv mit dem Internet zu kommunizieren ist hingegen eine auf sich selbst gerichtete Handlung, bei der Produzent und Rezipient identisch sind.

Paradoxerweise (und ein wenig überraschend) wird durch diese Konstellation das Verständnis nicht zwangsläufig garantiert. Zwar beseitige ich die hermeneutische Distanz zwischen mir und dem Anderen, hier also zwischen meinem produzierenden und meinem rezipierenden Selbst. Doch existiert eine andere Distanz als permanente und schwer überbrückbare Herausforderung: die zwischen mir als Nutzer und der immensen Vielfalt und Fülle von Daten, in die ich zwar eingreifen kann, die sich jedoch wegen ihrer unendlichen Zersplitterung einem sinnvollen Zugriff häufig entziehen. Die beiden maßgeblichen Merkmale des Internet, *Interaktivität* und *Fragmentarisierung*, neutralisieren sich. Das Internet als mein kommunikativer Gegenpol ist mir fremd und bleibt Metapher.

Die medial bedingte Dissoziation der Kommunikationsteilnehmer, die zur Entfremdung führt, hat noch eine andere Konsequenz, nämlich *den Verlust der Scham gegenüber dem Fremden*, der Öffentlichkeit. Die vormals klare Unterscheidung zwischen Privatem und Öffentlichem ist durch die Änderung der Kommunikationsbedingungen aufgehoben worden. Wir leben in einer medialen Kultur, in der wir Persön-

lichstes mit einem Knopfdruck in den öffentlichen Raum stellen und es dadurch mit einer unübersehbaren Menge von Fremden teilen. Wir speisen es in das kollektive Wissen und Gedächtnis einer Gesellschaft, ja, potentiell der Menschheit, ein. Die vormalige Einheit von konzeptueller und medialer Privatheit und Öffentlichkeit löst sich auf. Während in den ‚alten‘ mündlichen und schriftlichen Medien Privates sowohl konzeptuell wie medial privat kommuniziert wurde, etwa im persönlichen Tagebuch, ist in den neuen elektronischen Medien privates Wissen nur noch konzeptuell, nicht jedoch medial privat, etwa im Weblog.

Diese Auflösung der Trennung zwischen Privatem und Öffentlichem ebenso wie die Auflösung der dualen Kommunikationsstruktur sind Ausweise einer zunehmenden Ent-Individualisierung und Standardisierung, die auch andere Bereiche unserer modernen Lebenswelt charakterisieren. In beiden Fällen haben wir es mit medial bedingten Dissoziationen zu tun, die einen verstörenden Bruch vertrauter Grundkonstanten unseres kommunikativen Miteinander bewirken und ein Gefühl der Entfremdung und Verunsicherung auslösen.

Ich komme **zum Schluss**: Sicherheit, zweifellos eine anthropologische Konstante, verbinden wir auch und besonders mit Sprache, denn alles Verstehen gründet sich auf Sprache. Im Paradies, in der Ur-Situation der Kommunikation, ist Verstehen kein Problem. Es wird erst später zum Problem, zum einen in der *confusio linguarum* als Folge der babylonischen Hybris, von der wir vorhin in der Lesung gehört haben (*Altes Testament, 1. Mose (Genesis) 11,1-9*), zum anderen aber auch außerhalb der biblischen Urgeschichte als Folge der Entwicklung medialer Extensionen durch den *homo faber*. Was wir in der *Genesis* lesen und was wir (ganz profan) als Betroffene der medialen Evolution erfahren, entfremdet uns im Verständnisakt von unseren kommunikativen Anderen.

Insofern ist es eine trügerische Sicherheit, mit der wir auf manche Aspekte unserer Sprache bauen. Und dennoch können wir ihr vertrauen, denn Sprache, dieses Geschenk Gottes und – zumindest für einen Sprachwissenschaftler – vielleicht größte Evolutionswunder, tut ihren Dienst, garantiert unser Miteinander, ja, unser Menschsein nicht *obwohl*, sondern *gerade weil* sie unbestimmt, flexibel, wandelbar und auch ein wenig unberechenbar ist. Wie andere Dinge auch, die sich unserer absoluten Kontrolle entziehen, können wir ihr vertrauen. Ein tröstlicher Gedanke!

Einige Literaturhinweise

- Barthes, Roland, *Das Rauschen der Sprache. Kritische Essays IV*. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 2006.
- Bublitz, Wolfram, „The user as ‘cyberego’: text, hypertext and coherence“, in Lilo Moessner & Christa Schmidt (Hgg.). *Anglistentag 2004 Aachen, Proceedings*. WVT, Trier, 2005.
- Bublitz, Wolfram, „‘Sailing the islands or watching from the dock’: the treacherous simplicity of a metaphor. How we handle ‘new (electronic) hypertext’ vs ‘old (printed) text’“, in Oliver Mason & Andrea Gerbig (Hgg.). *Language, people and numbers: corpora in society - theoretical and applied*. Rodopi, Amsterdam, 2008.
- Eco, Umberto, *Semiotik und Philosophie der Sprache*. Wilhelm Fink, München, 1985.
- Grünbein, Durs, „Sprache, Zunge, Psyche“, in Klaus Reichert (Hg.). *Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück. Sprachglossen deutscher Autoren*. Wallstein. Valerio 6, 2007.
- Humboldt, Wilhelm von, „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“,

- 1830-1835. Wieder in A. Flitner & K. Giel (Hgg.). *Wilhelm von Humboldt. Werke in 5 Bänden*. Bd. III: *Schriften zur Sprachphilosophie*. WBG, Darmstadt, ³1969.
- Janney, Richard, „The cold warmth of communication in computer networks“, in Winfried Nöth (Hg.). *Semiotics of the media. State of the art, projects, and perspectives*. Mouton de Gruyter, Berlin, 1997.
- McLuhan, Marshall, *Understanding media: the extensions of man*. McGraw-Hill, New York, 1964.